



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Münch, W.: Volk und Jugend

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

anerkennen und von Lehrlingen wie von Gehilfen eine bestimmte Thätigkeitsdauer in ihnen verlangen; dann bekämen wir wieder Arbeitslust und Liebe zum Beruf, eine Reihe von Männern könnte sich im Fache selbst nützlich machen und fände eine Existenz zu Nutz und Frommen aller, nur durch eignes Wissen und Können, nicht durch Kapital. Dann, deutscher Apothekerstand, wirst du auf dem Wege der Gesundung sein und kannst noch immer der Maturitätsfrage nähertreten; wird sich ja doch dann erst zeigen, ob uns wirklich eine höhere Vorbildung fehlt.

Die Gründung dieser Laboratorien zu veranlassen und sie nur in den Händen des verantwortlichen Apothekerstandes zu lassen ist nicht bloß in medizinapolizeilicher Hinsicht geboten. Rettet das Laboratorium! das ist die Lösung der Apothekenfrage. Eγ



## Volk und Jugend

Don W. Münch (in Koblenz)



ür Wesen und Art des Volkes ein gewisses Interesse zu zeigen, ist bei unsern Gebildeten jetzt sehr gewöhnlich. Vielsach ist es mit diesem Interesse ungefähr so, wie mit dem laut bezeugten Wohlgefallen an Feldblumen oder gar an bescheidenem Heidekraut: zur Abwechslung gegenüber den prächtigen und anspruchsvollen und immer prächtiger und mannichfaltiger gezüchteten Zierpflanzen, inmitten deren man sich befindet und bewegt, gewährt das Einfache und Wildwüchsiges neuen Reiz. Daß es übrigens, um diesen Reiz zu fühlen, etwas mehr Seele braucht, etwas mehr Liebe, das macht es umso wertvoller für die Besten, aber willkommen auch für die, die gern zu den Bessern gezählt sein möchten. Doch es kommen noch andre, allgemeine und tiefer liegende Gründe in Betracht.

Eigentlich hat sich ja Interesse für das, was man das Volk nennt, in mannichfach verschiedner Form während unsers ganzen, nun zu Ende gehenden Jahrhunderts fühlbar gemacht. Einen großen Anteil daran haben die Germanisten, die bei ihren Forschungen natürlich finden mußten, daß das Volks-tümliche zugleich das Alte, ehedem Allgemeine und echt Deutsche oder Germanische sei, nicht aber etwa das Verächtliche, Beschränkte, Rohe, wie das so anzusehen einer sehr verfeinerten Gesellschaft nahe lag. Wie viel haben allein die Brüder Grimm zur Schätzung des innern Lebens des Volkes gewirkt! Aber schon die Romantiker haben die Bereitwilligkeit zu dieser Schätzung mit

vorbereitet: in das Mittelalter mit Liebe zurückblicken, das hieß doch zugleich einfachere, kindlichere, unmittelbarere Menschen würdigen. Und haben nicht — wir dürfen wirklich noch weiter zurückgehen — auch schon unsre großen Klassiker vielfach das Volkstümliche, haben sie nicht Volksgestalten und Volksgefühle und Volkswert zu Ehren gebracht? Der junge Goethe z. B. im Götz, im Werther, später im Egmont, in der Nachherzeugung des Volkslieds und vor allem in der ganzen siegreichen Unmittelbarkeit seiner Sprache; aber auch der reife Goethe in Hermann und Dorothea. Auch Schiller, der hochfliegende und tiefdenkende, zeigt in Wallensteins Lager, wie er auch dem Volke ins Herz geblickt, das innere Leben des Volkes mitgelebt hat; und im Wilhelm Tell verschmilzt sich die Hoheit und Reinheit seiner Gefinnung mit der Wahrheit und Echtheit seiner schweizerischen Volksgestalten. Früher als beide hat Herder das Volkslied in seiner Poesie empfunden und der gebildeten Welt das Herz dafür geöffnet. Selbst Lessing nimmt eine Wendung dahin in Minna von Barnhelm. Wer Shakespeare würdigte, konnte dem Volkstümlichen nicht fremd sein. Und noch vor dieser ganzen Periode zeigt sich ja — freilich in ganz seltsam andern Formen — das Interesse für das einfachere Menschentum im Volke darin, daß man Idyllen schrieb und las und Schäferspiele liebte. So fade uns namentlich diese letztere Liebhaberei anmutet, es ist in ihr, wie in allem Erwähnten, doch immer das Bewußtsein wirksam, daß gegenüber der Welt der Gebildeten eine andre, im Innern und Außern einfachere, einen eignen Wert habe, daß man gut thue, ihr nicht dauernd den Rücken zu kehren, sondern sich zu Zeiten in diesem Spiegel zu sehen.

Heute freilich wirft uns der Spiegel ein andres Bild zurück als jenen süßlichen Trägern der Perücke oder des Zopfs. Wir selbst haben besser sehen lernen. Wenn es nicht ausbleiben konnte, daß sich die Scheidung zwischen Gebildeten und Volk, die sich im wesentlichen aus der Renaissance oder auch mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, kurz, seit dem Beginn der neuern Geschichte vollzogen hat, und die eins der Stücke ist, die eben die neue Zeit vom Mittelalter innerlich unterscheiden — daß sich diese Scheidung zunächst ungewollt und unbewußt vollzog, dann aber das Bewußtsein des Unterschieds oder des Gegensatzes wach wurde und man das Volk nun gewissermaßen in der Ferne und als etwas Fernes und Fremdes mit Interesse ansah, so ist dieses Bewußtsein denn doch erst allmählich hell geworden, und das Auge hat die fremdgewordenen Züge erst allmählich verfolgen lernen. Namentlich ist man inne geworden, daß nicht flache Einfachheit, sondern schlichte Tiefe das innere Wesen des Volkes ist, wie ja alles Natürliche dem eindringenden Auge immer tiefere Untergründe darbietet. Nun ist man — wie gesagt, schon seit langer Zeit — am Werke, das Verhüllte zu erschließen, das sich Verlierende zu sammeln, das Wirkliche abzubilden, auf mancherlei Wegen mit gleichem, ja wachsendem Eifer. Das alte Gut von Volksmärchen und -geschichten, Sprüchen

und Liedern, Vorstellungen und Redewendungen wird allenthalben aufgesucht und mit dem Gefühle zusammengestellt, daß es nicht nur etwas Wichtiges gelte, etwas, das der Mühe wert sei, sondern gewissermaßen etwas Heiliges, durch Echtheit und Tiefgründigkeit Geweihtes. Alle Mundarten werden von der Wissenschaft erforscht, alle Mundarten läßt die Dichtung wiedertönen, ein Erzähler von Volksgeschichten folgt dem andern, um ihn an Treue zu überbieten. Wie lockt das Volksschauspiel, so oft es geboten wird! Wie gefallen die Volkstrachten, wo sie noch bewahrt werden! Wie reichlich wählt die Malerei ihre Gegenstände aus dem Leben des Volkes, und wie sucht sie gerade in unsrer Zeit (wie übrigens ja auch die Dichtung) mit alles durchdringendem Wirklichkeitsinn auch unser Auge besser sehen zu lehren!

Und doch ist es die Frage, ob das Verständnis so groß und so verbreitet sei, wie es nach alledem scheinen sollte, und auch, wie man selbst überzeugt sein mag. Als sich vor einigen Jahren ein Kandidat der Theologie auf mehrere Monate zum einfachen Handarbeiter machte, um zwischen Handarbeitern lebend deren wirkliches Fühlen und Denken kennen zu lernen, begründete er seinen Schritt damit, daß wir ja das Volk nicht kennen; er wollte es erst, ungefähr wie die Bewohner ferner Gegenden, kennen lernen, gleichsam diesen fremden Weltteil erst persönlich „durchqueren.“ Ich bin nicht geneigt, diese Unkenntnis wirklich so allgemein anzunehmen. Aber jedenfalls giebt die gesamte Litteratur der Volksgeschichten und der Volksschauspiele nebst Volksliedern und Bildern und Schilderungen noch keine ganz ernstliche Kenntnis. Wir sehen das Volk dort immer nur in dem Abbild, das vielleicht der klarste, überlegenste, aber doch immer ein fremder Blick geschaut und wiedergegeben hat. Die Töne sind immer ausgewählt und zum klangvollen Stück zusammengeordnet, nicht unter Vermeidung von Dissonanzen, aber doch zum harmonisch wirkenden Stück; die Wirklichkeit bietet die ganze Fülle der Töne oft in wirrem Durcheinander oder peinlichem Nebeneinander. Die Kunst ist eine wundervolle Leuchte für die Wirklichkeit, aber sie läßt einen großen Teil in um so tieferm Schatten liegen.

Nun fehlt es freilich ja auch außerdem den einzelnen Gebildeten nicht an Gelegenheiten, das Volk kennen zu lernen. Der Arzt lernt es, wenn er nicht zufällig bloß fürstlicher Leibarzt ist oder eine erlesene Praxis in der vornehmen Welt hat, kennen nicht bloß in seinen körperlichen Nöten, sondern auch in einem guten Stück seiner Sinnesart; der Richter lernt es kennen in seinen Verschuldungen und seinen Zwistigkeiten und damit wieder in einem umfassenden Stück seines Lebens; der Geistliche blickt auf dem Wege zur Seelsorge auch hinein in all die Leibesorge; und nun kommen die Lehrer, die fast niemals bloß die Kinder der Bevorzugten zu unterrichten haben, es kommen alle die Arbeitgeber, seien es die großen, die Hunderte von Menschen an Esse oder Webstuhl stellen, oder seien es die gelegentlichen, die bei Hand-

werkern Bestellungen machen, die Herren und Herrinnen über Dienftboten, die Reisenden, die in Bergdörfern Landaufenthalt nehmen usw., das heißt doch wohl so ziemlich wir alle. Und so könnten wir wirklich das Volk wohl kennen, wenn es uns nicht fast immer nur bestimmte Seiten darböte, gewissermaßen in einer lingua franca, einer Vermittlungssprache, mit uns redete, und wenn wir alle sehr gute Augen hätten, Augen des Verstandes und des Herzens, die Fähigkeit, uns wirklich in fremdes Leben hineinzuversetzen, das Interesse, auch das Gewöhnliche zu beachten und in Betracht zu ziehen, den Ernst, aus eigener Beobachtung ein Bild zu gewinnen. Man braucht die Menschen noch nicht zu schelten, wenn sie nicht das alles aufweisen und verwirklichen, welches Recht hätte man dazu? Aber man darf ja wohl seinerseits und auf seine Weise nach Klarheit streben und sich davon auch Frucht versprechen und andre einladen, sich ein wenig mit zu befinnen.

Aber meine Überschrift heißt: Volk und Jugend, und mein Gedanke dabei war, wie man leicht erraten wird, der, daß das Verständnis der Jugend zum Verständnis des Volkes hinleiten könne, wie übrigens auch das Umgekehrte gelten könnte. Licht wird von dem einen herüber auf das andre fallen, so wie Erde und Mond einander Licht zusenden, wenn sie, der eine oder die andre, von draußen, von der Sonne her erhellt werden.

Verständnis der Jugend — ist es nicht jedem leicht zugänglich? Wir berühren uns, wenn wir nicht Einsiedler oder Menschenfeinde sind, beständig äußerlich und innerlich mit der Jugend, beobachten sie leicht, da sie sich ja nicht versteckt, sondern unbefangen um uns herumwirbelt, und wir haben in eigener Brust die Erinnerung und mehr oder minder stark das Nachleben der jugendlichen Regungen: so weit diese Lebenswirklichkeit hinter uns liegt, so sehr hegen wir sie mit Liebe. Aber daß uns die charakteristischen Erscheinungsformen des jugendlichen Wesens vertraut sind, verbürgt nicht, daß wir hier zusammenhängende Vorstellungen, klar geordnet, besäßen. Auch muß im Grunde das hellste Auge immer wieder in neuer Weise sehen lernen.

Im ganzen hat die Gegenwart, hat unser Jahrhundert unverkennbar die Jugend besser auffassen lernen als die vorhergehende Zeit. Eine Kinderdichtung, so echt, wie sie uns Robert Reinick gab und manche seiner Genossen, war früher nicht in der Welt; auch Kindergestalten zeichnerisch aufzufassen und wiederzugeben hat man niemals so vermocht, wie es gegenwärtig von großen und kleinen Künstlern allenthalben geübt wird, Kindernatur und -bewegung in ihren echten, so freien und mannichfaltigen und immer anmutigen Linien. An Jugendschriften wird ja neben Gutem auch heute sehr viel Mittelmäßiges und Gemachtes geboten, aber der rechte Ton wird doch leichter und öfter getroffen, als in der Zeit der moralisierenden oder süßlichen Jugendschriftstellerei von ehemals. Und wie die Wirklichkeit des Jugendlebens und seine innern Bedürfnisse beobachtet und gewürdigt werden, so werden seine Rechte mehr als

ehebem geachtet: die Jugend zu kleiden, wie es ihr behagen muß und ansteht, darauf ist man mehr und mehr bedacht; sie sich tummeln zu lassen, wie es sie gelüstet, ist man grundsätzlich allerwärts bereit; man hilft ihr freigebig zu Spielplätzen, wenn sie deren bedarf; man fühlt mit ihr in ihren Freuden und Nöten, schafft ihr Feste im Freien und nimmt sich eifrig ihrer an gegen die Qualen und Lasten, die die strenge Schule ihr aufzubürden nicht lassen kann. Ich glaube fast, man liebt die Jugend umso mehr, je innerlich älter man sich als Erwachsener fühlt, je weiter entfernt von der Frische und Stärke der Empfindung, der unbefangenen Hingebung, dem lebendigen Glück, das man bei ihr kennt und wahrnimmt, oder wenigstens je mehr man sich selbst zu verjüngen das Bedürfnis fühlt.

Im Grunde geht nun auch dieser Glaube an die Jugend und das Interesse für ihre Rechte zurück auf Anregungen des vorigen Jahrhunderts. Seit Rousseaus Auftreten ist dieses Interesse — wie mancherlei Wendung es auch durchgemacht hat und wie viel Läuterung oder Korrektur ihm auch nötig gewesen ist — doch nicht wieder verschwunden. Derselbe Rousseau aber hat ja auch die stolze Kultur anzuzweifeln oder zu verdammen gewagt, er hat mit dem Sinn für die schöne und erhabne Natur auch den Wert der kulturlosen Menschen emporgehoben. Und Pestalozzi, der sein tiefes und warmes Herz und Leben der Jugend weihte, ward von dem Gefühl für das Volk und des elenden Volkes Bedürfnisse eigentlich in jene Bahn hineingeführt. Sie liegen sicherlich nicht fern von einander, das Interesse für jene und für dieses, das Verständnis für die eine und das andre.

Stehen doch beide gegenüber der Welt der reifen Gebildeten, an deren charakteristischen Errungenschaften sie eben nicht Anteil haben, von deren Leben ihr Leben sich unterscheidet, deren Organisation sie nicht erreicht haben. Und von hier, von dem typischen Bilde des wirklich Gebildeten aus müßten sich denn auch die gemeinsam kennzeichnenden Züge für das Wesen des Volkes wie der Jugend leicht finden lassen. Wir wollen nicht gleich versuchen, jenes Bild hier im Zusammenhang und in einer Art von Vollständigkeit zu zeichnen, zumal da ja auf die einzelnen Seiten später die Rede kommen muß. Nur kurz einiges Allgemeinste. Von Organisation war eben die Rede: damit ist ja hingedeutet auf Zusammenhang, auf innere Einheit, auf zentrale Regelung des Lebens, auf sichere innere Verbindung und Beziehung, auf festere und reichere Ausgestaltung. Das Leben der Naiven, um diesen zusammenfassenden Ausdruck zu gebrauchen, ist ein mehr peripherisches, die Eindrücke gehen im allgemeinen nicht in die Tiefe; das heißt, sie überwältigen die Person wohl im Augenblick leichter und voller als bei den Gebildeten, aber sie werden auch leichter wieder weggeschwemmt, und sie sammeln sich nicht zu einem festen, zusammenhängenden Bilde im Innern. Die Reaktion gegen die Eindrücke von außen ist wohl augenblicklich heftig, aber die Person gewinnt und wahrnt ihnen

gegenüber keine feste Stellung. Sie ist eben noch nicht genug Person oder gar Persönlichkeit. Sie wird bestimmt, beherrscht, gewandelt von den Einzeldrücken der Außenwelt, zu der namentlich auch die Welt der Mitmenschen gehört, aber sie setzt auch wieder vielfach der Außenwelt eine spröde Unempfindlichkeit gegenüber. Das Gesamtleben des Reifen und Gebildeten ist in gewissem Sinne mehr von außen nach innen verlegt; jedenfalls ist die Verbindung zwischen außen und innen eine viel mannichfachere. Namentlich aber ist sein Leben bewußter; die Bewußtheit, deren Dämmerstufe die Tierwelt von der sonstigen organischen und der unorganischen Welt scheidet, und die dann in reinerer Form, in größerer Helle der Vorzug des Menschen vor der Tierwelt ist, die Bewußtheit ist wieder der Entwicklung zu höhern Stufen fähig, und ihre höhere Entwicklung ist eben eins der Unterscheidungsmerkmale oder vielmehr ein unterscheidender Besitz der Gebildeten. Und zu allem, der feinern und vollern Organisation, der festern Zentralisation und dem entwickeltern Bewußtsein, deren gemeinsame Wirkung denn auch eine vollere, reichere und reinere Spiegelung der Welt im Innern des Gebildeten ist, zu alledem kommt hinzu die sichrere und harmonischere Selbstdarstellung der Person.

Nicht als ob solche Vorzüge allen denen zuerkannt werden sollten, die gegenwärtig bei der thatsächlichen, mehr äußern oder doch mehr nur sozialen Scheidung auf die Seite der sogenannten Gebildeten zu stehen kommen oder sich selbst stellen. Von ihnen hat ja ein großer Teil fast nur den Wert der Volksstufe verloren und keinen nennenswerten andern dafür gewonnen. Und das ist nicht etwa Folge einer mehr zufälligen Verkehrtheit unsrer Kultureinrichtungen und Wertabschätzungen, es kann nicht einfach gescholten und morgen oder übermorgen abgestellt werden, obwohl man die Sache offenbar oft so ansieht. Bildung nach dem vollen und echten Sinne des Wortes ist etwas so hohes, Bildung nämlich als Umbildung des bloß Natürlichen, als Herausbildung und Verwirklichung einer neuen, höhern Natur, daß eine gewisse Verfehlung des eigentlichen Zieles stets das Wahrscheinlichere bleibt. Wenn in der Natur jede einzelne ausreifende Frucht geblieben und gewachsen ist zwischen zahlreichen tauben und abgefallnen Blüten, wenn dort überall von vielen Lebenskeimen nur einzelne zu wirklichem Leben gelangen, dann wird es in der Kulturwelt der Menschen nicht gänzlich anders sein können. Ist also Bildung — es ist nicht übel, daß dies Wort nach seiner Form eigentlich einen Vorgang ausdrückt, viel mehr als ein Ergebnis — ein Ideal, das nur ein kleiner Bruchteil von der immer rascher anschwellenden Schar der „Gebildeten“ in einem erträglichen Grade verwirklicht oder auch nur erstrebt, so giebt es doch eben eine Welt der wirklich Gebildeten, die denn auch als Gegenstand vergleichender Beobachtung uns Licht geben kann für die Betrachtung der jenseits liegenden Welt des Volkes wie der der Jugend. Aber auch der Blick auf die nur sogenannten Gebildeten, die Halbgebildeten (wobei der Wert nicht

etwa einfach auf die Hälfte sinkt, sondern auf einen sehr viel bescheidnern Bruchteil) wird dem Verständnisse jener doch auch außerhalb ihrer liegenden Sphäre dienlich werden.

Selbstverständlich kommt das Wesen der vollzogenen Bildung, der erworbenen Reife zum Ausdruck in dem Leben der Sinne wie in der Phantasie, in der Empfindung wie im Wollen, in den Urteilen wie in der Bethätigung. Aber nicht daß dabei alles wirklich Bervollkommnung bedeutete. Es ist das Los und Wesen der irdischen Entwicklungen, daß allerwärts Vorhandenes zergehen muß, um werdendem Raum zu geben. Die Knospenhülle öffnet sich und verkümmert dann ihrerseits, um der Blüte Entfaltung zu ermöglichen, und die Blüte fällt ab, wenn die Frucht ihr Wachstum beginnt. Daß sich auch in dem Menschen Anlagen und Kräfte nach einander entwickeln, und daß die einen vor den andern, die frühern vor den spätern weichen und zergehen oder doch zu zergehen in Gefahr sind, wird nicht immer als Naturgesetz gefühlt und hingenommen.

Das Leben des Kindes beginnt, wie es sich aus dem rein Vegetativen heraus entwickelt, als ein Leben der Sinne und bleibt geraume Zeit hindurch nur ein solches Leben der Sinne, und noch längere Zeit hindurch steht es wenigstens ganz im Vordergrunde, und die beginnende geistige Entwicklung schließt sich allerwärts deutlich an die Sinnesthätigkeit an. Auch die Periode der Warumfragen, die sich in jedem Kindesleben einstellt, mehr oder weniger energisch, vielseitig und anhaltend, führt im allgemeinen nicht von der Sinnenwelt hinweg, auch geht sie vorüber, nachdem von den erwachten Fragen so viele unbeantwortet geblieben sind und der junge Geist inzwischen in eine zusammenhängende Arbeit — durch die Schule — genommen worden ist. Und von deren unbequemen Zumutungen kehrt das Interesse immer wieder zur freien Sinnenwelt zurück: hier ist die größte Lebendigkeit, die stärkste Erregbarkeit oder Empfänglichkeit, das stärkste Erregungsbedürfnis. Durch die Sinne sucht und findet das geistig-seelische Leben seine regelmäßige Nahrung.

Des Kindes Augen sehen schärfer und begieriger als die der Erwachsenen, seine Ohren hören mit Lust auf alle möglichen Töne und Geräusche, die den Erwachsenen nichts mehr bedeuten, sein Gaumen lechzt und wird entzückt wie der des Erwachsenen kaum jemals und erfordert dabei nur sehr einfache, elementare Genüsse. Aber der Vorzug, der in dieser Lebendigkeit des Sinnenlebens liegt, ist doch nicht so groß, wie er scheinen mag. Die erhöhte Teilnahme nach außen beruht auf der verhältnismäßigen Leere des Innern, auf dem Mangel an Gedankenleben, an zusammenhängendem, eigenem Geistesleben, und in dem Maße, wie sich dieses bildet, tritt eben jene Eigenschaft zurück: die Person ist dann verhältnismäßig mit äußern Eindrücken gesättigt, und die als „zerstreut“ Einherwandelnden hätten also vielmehr „konzentriert“ zu heißen. Zu bedauern bleibt freilich jenes Absterben darum doch, und es rächt sich auch, wenn es zu weit geht, an dem Sinnenleben; doch das wollen wir hier nicht

weiter verfolgen. Ferner aber richtet sich die Sinnesempfänglichkeit der Jugend noch vor allem auf das, was Reize niedrer Art auf die Sinne ausübt, also auf das Bunte, das Glänzende, das Süße und das Saftige, das stark Tönende und Schallende, überhaupt aber — und zwar umso mehr, je mehr die gewöhnliche Welt bekannt geworden ist, und je mehr man sich von der zarten Kindesstufe entfernt — auf das Große, Ausgedehnte, Starke, Gewaltige; das ist es, was in einem gewissen Lebensalter die Seele erhebt, ihr eine Art von Begeisterung einflößt. Weiterhin nehmen die Sinne wesentlich nur erst das Einzelne mit Interesse auf, nicht das zusammenhängende Ganze; für das Verhältnis der Teile, für die Harmonie eines Gesamtbildes ist noch kein Verständnis da. Weder wird eine Landschaft, eine Aussicht gewürdigt (während der einzelne bunte Stein, die Blume, das bewegliche Tier, der hohe Baum Interesse und Freude einflößt), noch wird an einem stolzen Bauwerk etwas anderes betrachtet als etwa die Höhe des Turmes oder die Menge der Fenster und dergleichen, an einem Bilde etwas anderes als Einzelfiguren und Einzelheiten, und so auf andern Gebieten entsprechend. Endlich bleibt das Interesse der Sinne kaum je beschaulich: man will etwas mit den wahrgenommenen Sinnendingen anfangen, sich ihnen gegenüber bethätigen, die Blume zerzupfen oder doch verwenden, das Tier greifen und anfühlen und vielleicht auch ein bißchen an seinem Leben herumprobieren, wie an den leblosen Spielsachen, das Schwerwiegende handhaben, das Hohe erklettern, mit dem Bunten sich wenigstens schmücken, den lauten Schall selbst hervorbringen, sei es durch Schußwaffe oder Trommel und Trompete oder auch durch bloßen Steinwurf ins Wasser oder den Abhang hinunter, und natürlich das Appetitliche anbeißen. Der Reife und Gebildete trägt gewissermaßen in seinem Innern bestimmte Formen mit herum, mit und unter denen er in die umgebende Welt schaut, und nur was sich in diese Formen fassen läßt, das bedeutet auch seinen Sinnen etwas. Wenn seine Sinnesstätigkeit weniger offen und lebendig erscheint und ist, so ist es doch mehr das Zufällige, was er nicht sieht; das Ganze, Zusammengehörige, das plastische Kunstwerk, das Musikstück, das schöne Landschaftsbild, das nimmt erst er auf; statt der Empfänglichkeit für das Bunte bildet sich bei ihm ein vielfach unterscheidender Farbensinn, ein eben solcher Sinn für Töne, für plastische Maße, für Eigenart und Zusammenstimmung; ihm wird auch das Charakteristische zum Schönen, das Ausdrucksvolle interessant. Und selbst jene Sinne, die sozusagen am allersinnlichsten erscheinen, die sogenannten chemischen Sinne (gegenüber den mechanischen und dynamischen), der Geschmack und der Geruch, sie stumpfen sich in Wirklichkeit nicht ab, ja der Geruch entwickelt sich sogar erst im Laufe des Lebens und mit höherer Kultur der Personen, aber auch der erstere, während er eine aufdringliche Gier nicht mehr entstehen läßt, verfeinert sich tatsächlich, unterscheidet aufs sicherste seine Verschiedenheit und würdigt das Mannichfaltigste.

Ganz unverkennbar spielt beim Volke das Leben der Sinne eine ähnliche Rolle wie bei der Jugend. Zwar bleibt ihre Erregbarkeit und Empfänglichkeit nirgends die gleiche für die vorrückenden Lebensjahre wie für die jugendlichen; die Erwachsenen auch im Volke werden von ihrem innern Leben, dem Druck der Sorgen, der Erinnerung, den Fragen der Existenz reichlich genug in Anspruch genommen, um nicht immer Augen und Ohren offen zu haben für die Welt der umgebenden Dinge (wie übrigens auch die Jugend, um das nachzutragen, oftmals für diese umgebende Welt blind und taub ist, nämlich dann, wenn sie im Spiele mit ganzer Seele nach einer Seite in Anspruch genommen ist). Auch stumpfer werden die Sinne und fassen nicht mehr mit der Leichtigkeit und Bestimmtheit auf, ja das Volk ist in dieser Hinsicht auch gegenüber den erwachsenen Gebildeten im Nachteil: bei den Gebildeten ist Verfeinerung des Wahrnehmungsvermögens überall da vorhanden, wo geistiges Verständnis als helfende Kraft dahinter steht, wo man gewissermaßen urteilend wahrnimmt. Mindestens aber werden die Menschen des Volkes nicht leicht durch ein zusammenhängendes eignes Gedankenleben von der wahrnehmenden Thätigkeit der Sinne abgezogen und namentlich auch nicht durch abstrakte Gewöhnung in der Unmittelbarkeit des Sinnenlebens behindert. Vielfach ergibt für sie der Beruf eine Schärfung der Sinne für ein bestimmtes Gebiet, was ja auch bei den Gebildeten für die Sphäre ihres Berufslebens so zu sein pflegt, nur daß bei ihren Berufsarten und -aufgaben die sinnliche Seite nicht leicht zu einer Hauptseite wird. Vor allem aber besteht zwischen Volk und Jugend hier die Übereinstimmung, daß in ganz ähnlichem Grade das Bedürfnis vorhanden ist, durch die Sinne eine Erhöhung des Daseinsgefühls zu empfangen, der Seele mit ihrem Erregungsbedürfnis durch die Sinne Nahrung und Genugthuung zu geben. Wenn es „etwas zu sehen“ giebt, dem Sinne eine ihm nicht ganz alltägliche Schau geboten wird, dann ist sofort der ganze Mensch gewonnen und hingerissen, dann vergißt er sich und alle seine persönlichen Anliegen vollständig, ist ganz dem sinnlichen Eindruck offen. Auch hier ist es wieder vor allem das Bunte und Glänzende oder Leuchtende, was ihn gefangen nimmt und fast beseligt, das stark Tönende, weithin Schallende, das in Form oder Vorgang Ungewöhnliche, und das Entsetzliche nicht weniger als das Komische, denn die Anregung der Sinne überwiegt dabei durchaus die tiefen Empfindungen des Herzens. Daß man vor dem bloß Traurigen oder wehmütig Stimmenden nicht etwa zurückweicht, und daß die Befriedigung des Schauens weit schwerer wiegt als der Inhalt des zu Schauenden, ist demnach kein Wunder: in den Mundwinkeln der Arbeiterfrauen, die in ihren Fenstern liegend dem heran nahenden Leichenzug entgegenblicken, liegt eine so volle und ruhige Befriedigung, daß sichtlich alle Kümmeris ihres eignen Daseins aus ihrem Bewußtsein verschweicht ist. Zu einer Hinrichtung oder öffentlichen Folterung würde sich auch heute die Menge drängen und vielstündiges mühseliges Harren leicht ertragen.

Den Vorgang eines großen Unglücks zufällig mit angesehen zu haben, gewährt noch lange nachher Genugthuung, nicht bloß weil mans erzählen kann.

Übrigens hat noch ein begleitender Umstand fast ebenso große Anziehungskraft wie die Vorgänge selber, nämlich die Anhäufung der Menschen; es ist fast, als ob sich nach einem physikalischen Gesetze die Anziehungskraft einer Masse mit der Masse selbst vervielfältigte oder steigerte. So sind denn Aufzüge, Prozessionen aller Art, bei denen sich alles Angeführte vereinigt, die regelmäßige Lieblingsnahrung für die Sinne und damit für die Seele, und die bunten Farben und der Glanz und Glitter auch der kirchlichen Prozessionen werden nicht umsonst treulich bewahrt seit der Zeit mittelalterlicher Farbenfreude bis in unsre gedankenschwere und gedankenblasse Gegenwart; das gewinnt und hebt am leichtesten die ganzen Seelen, es giebt dieser Stufe die ihr mögliche Art der Begeisterung, und von Begeisterung bis zur Verehrung ist kein weiter Schritt. Aber auch die Freude an militärischen Aufzügen, in der sich Jugend und Volk begegnen, und zu der neben Prunk und Schall namentlich der Eindruck der geschlossenen Kraft, der imponirenden Häufung beiträgt, gehört hierher. Dabei übt denn freilich der Rhythmus der Bewegungen und der militärischen Musik seinen Zauber. Der Rhythmus in der Musik ist, wenn auch in seiner Art hoher und seiner Entwicklung und Verwendung fähig (man denke an die Werke Beethovens), doch an sich ein niederes, elementares Wirkungsmittel; die Trommel steht unter der Trompete, wie sie auch früher gewürdigt wird als diese. Aber eben das Rhythmische ist es, dessen Wirkung die naiven Stufen zunächst empfinden, und die Militärmusik — die gegenwärtige noch weit mehr als die frühere — bietet das ja in ganz besondrer Kräftigkeit dar (werden da doch in den strammen Rhythmus oft die seelenvollsten Lieder mit hineingepreßt), wie andererseits auch der Tanzrhythmus dem Naiven vollständig zugänglich ist und ihn fast unwiderstehlich mit fortreißt, und wie drittens der einwiegende Rhythmus des Kinderreigens oder auch des einfachen melancholischen Volksgefanges eine ähnliche Unwiderstehlichkeit der Wirkung hat. Ist diese Wirkung in den erstern Fällen elektrisirend, so ist sie im letzten Falle mehr hypnotisirend, und beiden Einwirkungen werden ja wohl immer die am zugänglichsten bleiben, die am wenigsten gefestigte Persönlichkeiten geworden sind. Sedenfalls bleibt man in allen jenen Fällen auch nicht einfach beschaulich, betrachtend oder sinnig aufnehmend, wie es der Gebildete gegenüber den Eindrücken der Natur und der Kunst zu sein vermag, sondern die Sinnesindrücke rufen irgendwie eine körperliche Reaktion hervor; das Bedürfnis, neben der Militärmusik und der marschirenden Truppe herzulaufen, zu tanzen, wo man aufspielt, mitzusingen, wo gesungen wird, sind Zeugnisse dafür. So die Jugend, so das Volk; sie beide bilden hier eine Einheit, und auch die vornehme Balljugend bleibt dazu eben doch Jugend genug, und ebenso die studentische Sängerschaft mit ihrer Bässe Grundgewalt.

Auch beim Geschmacksinn gehen Volksnatur und jugendliche Natur nicht weit aus einander. Gewissermaßen ist *multum, non multa* der unbewußte Wahlspruch beider; daß er eigentlich nie so viel zu essen bekommt, wie er sich wünscht, ist die normale Überzeugung eines rechten Knaben oder jungen Burschen, und auch beim Volke wird ja wohl durchweg viel mehr Begierde übrig bleiben, als befriedigt wird, und Wunsch und Phantasie ergehen sich gern in gewaltigen Mäßen, wie denn auch Festfreude nicht sein kann ohne eine Masse der Speisen und Getränke und namentlich eine schwelgerische Zusammenstellung der an sich unvereinbarsten Gaumengenüsse (mag es nun auf Sauerkohl mit Dörrobst hinauslaufen oder Spickaal mit süßen Pflaumen usw.). Die Nationalgerichte der einzelnen Landschaften entsprechen hier den Leibspeisen der Kinder, für die diese Lieblings Speisen wirklich ein Gegenstand sehnüchtigen Entzückens sind, nicht bloß, wie bei den Ausgereiften, ein gelegentlicher Reiz neben andern; so giebt das Nationalgericht, wie geringwertig es auch an sich sein mag, doch eine immer wiederkehrende Befriedigung, der Tag in der Woche, wo es wiederkehrt, ist ein Festtag, und in dem Duft der kreischenden Pfanne vergißt die ganze Familie eine Zeit lang ihre Kümmeris und vielleicht ihren Unfrieden. Man vermag auf dieser Stufe noch mit dem ganzen Herzen zu lieben, auch Speisen — oder wenigstens Speisen. Von der Liebe zu Getränken wollen wir nicht reden, da diese Liebe, zur Leidenschaft gesteigert, keineswegs nur das Volk durchdringt, und da die Gewöhnung an ungeheure Maße bei diesem Genuß unsern Gebildeten so wenig fremd ist, daß hier die Kluft zwischen ihnen und dem Volke aufs vollkommenste überbrückt erscheint.

(Fortsetzung folgt)



## Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

2



otthelfs erstes Werk „Der Bauernspiegel“ ist die Geschichte eines frühverwaisten Bauernknaben, richtiger Bauernentfels, der von der Gemeinde aus „verthan“ wird, allmählich zum Knecht erwächst, als solcher viel erlebt, darauf in französische Dienste geht und nach der Julirevolution in seine Heimat zurückkehrt, deren Zustände dann geschildert werden, ohne daß die Erzählung noch viel fortschritte. „Bauernspiegel“ heißt das Werk insofern mit Recht, als vor allem das Ver-